erklärt wurde. Viele von denen, welche in Ehren den Roten Adler-Orden tragen, denken nicht daran, daß diese hohe Auszeichnung Friedrich Wilhelm II. seine Entstehung verdankt.

Die Doppelhochzeit und der neue Ehebund.

In den letzten Monaten des Jahres 1791 hatte der König die Freude, in seiner Familie ein Fest zu begehen, durch welches zwei seiner Kinder in einen glücklichen Ehestand traten. Friedrich Wilhelm besaß aus seiner ersten Ehe nur eine Tochter, und zwar die am 17. Mai 1767 geborene Prinzessin Friederike Charlotte Ulrike. Der zweite Sohn des Königs von England, Friedrich Herzog von York, geb. am 16. August 1763 (gest. den 5. Januar 1827) hielt um ihre Hand an, und am 29. September 1791 fand zu Berlin die Vermählung statt. Aus der zweiten Ehe des Königs war als die älteste Tochter die am 18. November 1774 geborene Prinzessin Friederike Luise Wilhelmine entsprossen. Der Erbprinz Wilhelm Friedrich von Oranien, spätere König der Niederlande, geboren den 24. August 1772, erwählte letztere zu seiner Gemahlin, und am 1. Oktober fand die Vermählung statt.

Der Oberkonsistorialrat Sack vollzog die Trauungen beider Paare. Je 72 Kanonenschüsse kündigten den Berlinern das frohe Ereignis der Vermählungen an. Demnächst brachten die Verwandten der hohen Paare, sowie alle Geladenen ihre Glückwünsche dar. Der Prinzessin Friederike wurde in dem Zimmer der Königin-Witwe die königliche Krone aufgesetzt, und der Zug bewegte sich von dort nach dem weißen Saale. Bei der Vermählung des zweiten Paares geschah dies in dem Zimmer der regierenden Königin. In beiden Fällen folgte die 76jährige Königin-Witwe, geführt von dem Könige, unmittelbar hinter den Brautpaaren. Friedrich Wilhelm unter-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hielt mit der alten Dame den herzlichsten Verkehr. Er begegnete ihr auch hier mit der ehrerbietigsten Aufmerksamkeit. Die Ehen beider Paare dürfen als glückliche bezeichnet werden.

Über den achtungswerten Umgang Friedrich Wilhelms mit der hochbetagten Königin-Wittwe wird berichtet: „Der König hielt darauf, daß bei allen Familienfesten die verwitwete Königin geladen wurde. Er besuchte sie oft, speiste bei ihr und wohnte zuweilen auch ihrem Privatgottesdienste in Schönhausen bei. 1789 schickte sie ihm von Berlin aus ihr Bild mit den Worten: „Mein teurer Neffe! Vor einiger Zeit haben Sie den Wunsch bezeugt, mein altes Gesicht in der Abbildung zu besitzen. Ich überschicke es Ihnen anbei. Es hat kein anderes Verdienst, als Ihnen eine alte Tante zu vergegenwärtigen, welche Ihnen von Herz und Seele anhängt, und welche für Sie stets hegen wird die zärtlichste Liebe einer Mutter zu ihrem Sohne. In dieser Gesinnung lebe und sterbe ich meinem teuren Neffen wohlgesinnte Tante Elisabeth."

Von seiten der Gemahlin Friedrich Wilhelms war die verwitwete Königin nicht selten der Gegenstand des Neides. Eine glückliche Ehe führte der König nicht. Seine Gemahlin war oft heftig und reizbar. Sie begegnete ihm nicht mit demjenigen Wohlwollen und der Ergebung, welche nach Gottes Vorschrift jede Frau ihrem Gatten schuldig ist. Es scheint fast, als hätte das Zerwürfnis zu Zeiten eine Schroffheit erreicht, daß eine Scheidung ins Auge gefaßt wurde. Es geht dies aus den Briefen hervor, welche die Mutter der Königin an diese richtete. „Ich muß Dir als Deine Mutter immer wieder vorhalten, daß Dein Wille Deinem Manne unterworfen sein soll." „Es ist Deine Pflicht, Dich zu ändern." „Bedenke, meine Tochter, den Ernst dieses Schrittes. Man wird Dir Deine Kinder rauben, als einer Unfähigen für die Übermittelung von Einsicht und guten Grundsätzen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Du wirst nicht wagen, sie zu sehen, als nur von Zeit zu Zeit. Du bringst Dich und mich in eine grausame Lage. Wenn ich in diesem Augenblicke sterben müßte, so würde ich darüber keine Betrübnis empfinden."

Angesichts dieser traurigen Ehe, die Friedrich Wilhelm, um seiner Kinder willen, nicht trennen mochte, hielt er es für zweckmäßig und entschuldbar, sich noch einmal zu einer Verbindung zur linken Hand zu entschließen. Das Konsistorium hatte ihm bei seinem ersten Bündnis mit der Voß den kirchlichen Segen gespendet. In anbetracht der außergewöhnlichen Sachlage hielten die Geistlichen sein Vorhaben auch diesmal für entschuldigt. Die Aufmerksamkeit Friedrich Wilhelms hatte sich auf eine fein gebildete und anmutsvolle Hofdame, eine Gräfin Dönhoff, gelenkt. Da diese der Werbung des Königs folgen zu wollen erklärte, so wurde wiederum, und zwar mit Zustimmung der Königin und mit der Genehmigung des Konsistoriums, durch den Hofprediger Zöllner die kirchliche Trauung vollzogen.

Die Gräfin Dönhoff war die Tochter eines Majors, der schon, als sie sechs Jahre zählte, gestorben war. Ihre Mutter, eine Baroneß Langermann, Erbfrau auf Beynuhnen, vermählte sich in zweiter Ehe mit einem Graf Eulenburg. Bei Hofe hieß die Dönhoff Hebe wegen ihrer jugendkräftigen Gestalt. Neben diesem Vorzug besaß sie noch einen anderen, der viel bei dem Könige galt. Sie spielte vortrefflich Pianoforte und sang sehr gut. „Die Gräfin Dönhoff," berichtet Dampmartin, „fesselte durch jenes Zusammenspiel von Reizen, Liebenswürdigkeit, Artigkeit und Launen, welche die Leidenschaft noch mehr entflammen. Sie meinte aber, es stehe ihr zu, gleich einer Herrscherin mitzureden. Das aber liebte der König nicht. Trotz seiner Artigkeit gegen die Frauen, fühlte er sich stets als Herrscher. Seiner Würde vergab er nichts. Die Dönhoff spielte die Souveränin. Aber

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der König liebte es nicht, mit Damen über Politik zu disputieren. Die Augen der Königin füllten sich oft mit Thränen, wenn sie der sanften Ingenheim gedachte. Auch die Damen des Hofes ordneten sich nicht ohne Widerstreben dem Vorrange unter, den eine Dame, die bisher in ihrer Mitte war, jetzt erlangt hatte. Die Rietz war klug genug, ohne auch nur einen Laut zu thun, dem Befehle des Königs sich zu fügen. Sie mußte den beleidigendsten Hochmut der Dönhoff ertragen. Aber sie war sicher, daß der Monarch des trockenen Tons der vornehmen Dame bald genug überdrüssig werden und zu dem Kreise zurückkehren werde, in dem er sich ungezwungen ergehen konnte." Das Einmischen der Dönhoff in die staatlichen Angelegenheiten wurde dem Könige bald unerträglich. Sie stimmte zwar dafür, daß der König an Frankreich den Krieg erkläre, allein die Anstalten zu dem Feldzuge erschienen ihr viel zu unbedeutend. Ihre Anmaßung und außerdem auch ihre Eifersucht gegen die Rietz hatten sie veranlaßt, Potsdam zu verlassen und sich nach Berlin zu begeben. Dort spielte sie die Herrscherin und schrieb folgende Zeilen an den König: „Ich gebe Sie ganz auf, wenn Sie mit so großer Leichtfertigkeit sich in ein so schwieriges Unternehmen einlassen. Entweder müssen Sie an der Spitze von 200000 Preußen und 250000 Östreichern marschieren oder auf jede Hoffnung des Sieges verzichten. Mit einer Hand voll Leute werden Sie nur Ihr Leben aufs Spiel setzen und Ihre Ehre bloßstellen. Sie werden von der Grenze zurückgeschlagen werden. Ihre ritterliche Laune macht Sie zu einem Don Quichote, der Berg und Thal durchzog, um überall das Recht wiederherzustellen, sich auf alles stürzte, was ihm in den Weg kam und losschlug, ohne auf die Stärke seiner Feinde Rücksicht zu nehmen." Die aus Frankreich geflüchteten Adeligen, welche eine schnelle Zurückführung durch den König in ihre Heimat erhofften, nannten die Dönhoff eine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Parteigängerin der Republikaner und beschuldigten sie sogar der Bestechung.

Die Gräfin Dönhoff war weder bei dem Publikum noch bei Hofe beliebt. Das Tagebuch der Gräfin Voß berichtet über sie: „Sie ist sehr hübsch, aber sie hat keinen guten Charakter.“ „Souper bei der Königin-Witwe. Der König und die regierende Königin waren da, aber nicht die Schöne, die brouilliert mit dem König ist. Man sagt, es sei alles zu Ende mit der Dönhoff.“ „Die Dönhoff ist abgereist, man sagt für immer.“

Die Verbindung, welche der König mit der Gräfin Dönhoff eingegangen war, zeigte sich bald als eine höchst unglückliche. Fast ein Jahr lang lebte sie, unbeachtet von dem Könige, in Neuchatel in der Schweiz, woselbst sie von einer Tochter entbunden wurde. Am 19. November 1793 bereitete sie dem Könige eine höchst peinliche Szene im Schlosse zu Potsdam. Man wähnte sie fern in der Schweiz und hatte sie fast vergessen; der König veranstaltete im Marmorpalais ein Konzert, zu dem mehrere berühmte Künstler und zahlreiche Gäste geladen waren. Als es völlig dunkel war, schlich sich die Dönhoff in den ihr wohlbekannten „Neuen Garten“ ein und hielt sich dort mit ihrem Kinde und der Gräfin Solms so lange versteckt, bis sich die Gelegenheit darbot, in den Konzertsaal einzutreten. Weinend und mit aufgelöstem Haar stürzte die ehemalige Favoritin durch die Versammlung zu des Königs Füßen. Mit den Worten: „Hier, Sire, übergebe ich Ihnen Ihr Eigentum“ legte sie das Kind vor ihn auf den Teppich nieder. Man geriet in die größte Bestürzung. Der König aber blieb ruhig, führte die Dönhoff in ein anstoßendes Zimmer und sagte auf das Kind weisend, gelassen: „Versorgen.“ Die Diener nahmen die kleine Tochter auf, und sie wurde nun dem Hofmarschall von Massow zur Erziehung überwiesen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Mutter durfte bei Hofe nicht mehr erscheinen. Sie hatte sich geirrt, wenn sie hoffte, durch diese Szene den König zur Versöhnung zu stimmen. Friedrich Wilhelm bewilligte ihr eine Jahrespension von 8000 Thalern und sah sie nie wieder. Sie nahm ihren Aufenthalt zunächst in der Schweiz, später in Angermünde. Erst nach dem Tode des Königs wurde ihr gestattet, nach Berlin zu kommen und ihre beiden Kinder zu sehen. Sie starb 1834 auf ihrem Schlosse bei Werneuchen. Die gräfliche Linie Dönhoff-Beynuhnen ist im Mannesstamme erloschen.

Der Krieg gegen Frankreich.

Die Volksredner in Paris traten mit immer größerer Verwegenheit auf. Am 25. Januar 1792 richteten sie an den König Ludwig den Auftrag, „er solle dem Kaiser erklären, der Krieg sei entschieden, wenn Frankreich nicht vor dem 1. März wegen aller seiner Beschwerden vollständige Genugthuung erhalte.“ Ludwig zeigte von jetzt ab Klugheit und Festigkeit. „Es komme nach der Verfassung“, antwortete er, „nicht dem gesetzgebenden Körper, sondern ihm allein zu, die auswärtigen Unterhandlungen zu leiten und den Krieg vorzuschlagen. Er habe von dem Kaiser eine Erklärung erbeten und erwarte sie stündlich. Wenn man den Krieg wolle, so müsse man das Bewußtsein besitzen, ihn nicht verschuldet zu haben.“

Im November 1791 wurde beschlossen, daß die Geistlichen den Eid auf die neue Verfassung leisten und daß man Listen über die beeidigten und unbeeidigten Pfarrer führen müsse. Der gegen die Emigranten gerichtete Beschluß ging dahin, daß diese der Verschwörung gegen Frankreich überführt erklärt und falls sie nicht bis Neujahr 1792 zurück-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf